

Annelie Wendeberg

Teufelsgrinsen

Ein Fall für Anna Kronberg



*Aus dem Englischen von
Kathrin Bielfeldt und Jürgen Bürger*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *The Devil's Grin*

All rights reserved

Aus dem Englischen von Kathrin Bielfeldt und Jürgen Bürger

© 2014, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und -illustration: © Sabine Kwauka,
unter Verwendung zweier Motive von Shutterstock/PlusONE
und Shutterstock/olyy

Foto der Autorin: © Magnus Wendeberg

Gesetzt aus der Dante und der Old English Text

Satz: Buch-Werkstatt, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04643-4

Vorwort

Ich hätte nie gedacht, jemals etwas anderes als wissenschaftliche Artikel zu schreiben. Nicht, bis unsere Familie in ein Haus von 1529 zog. Während wir die Errungenschaften der Neuzeit abrissen, um einen Teil des historischen Charmes des Gebäudes wieder freizulegen, stießen wir auf einen Schatz: Versteckt unter Dachbodendielen, zwischen dicken Schichten Lehm, Sand und Lärchennadeln, lagen ein Dutzend Bücher, gebunden in dunkles, rissiges Leder – Tagebücher einer außergewöhnlichen Frau.

Der Inhalt hat mich schockiert und beeindruckt. Ich wünschte, ich wäre jemals so mutig gewesen wie die Verfasserin. Ihren Wunsch, unerkannt zu bleiben, möchte ich respektieren. Darum vermischte ich den Namen einer Freundin mit dem eines deutschen Bieres (Entschuldigung!) sowie dem letzten Teil meines Familiennamens und landete bei Anna Kronberg.

Auch andere Menschen, die Anna nahestanden, wie zum Beispiel ihr Liebhaber oder ihr Vater, bekamen neue Namen, während andere ihre Identitäten behielten.

Kapitel Eins

*Unsere Geschichte ist im Grunde kaum mehr
als eine Aufzählung von Verbrechen, Torheiten und
Missgeschicken der Menschheit.*

– E. Gibbon –

Endlich finde ich die Ruhe, das niederzuschreiben,
was enthüllt werden muss.

Im Alter von siebenundzwanzig Jahren wurde ich Zeugin eines abscheulichen Verbrechens. Niemand wagte, es der Öffentlichkeit preiszugeben. Niemals wurden die Einzelheiten festgehalten – weder von der Polizei noch von Journalisten oder Historikern. Stattdessen versuchte man, die Sache so schnell wie möglich zu vergessen.

Ich werde diese Tagebücher in meiner alten Schule verstecken und bitte den Finder, ihren Inhalt zu veröffentlichen. Nicht nur das Verbrechen muss enthüllt werden, sondern auch die unbekanntesten Seiten jenes Mannes, der zum berühmtesten Detektiv der Welt wurde.

Sommer 1889

Eines der ersten Dinge, die ich als Erwachsene lernte, war, dass Wissen und Fakten bedeutungslos werden, setzt man Menschen einer guten Dosis Angst und Vorurteilen aus.

Diese Einfältigkeit beunruhigte mich an meinen zweibeinigen Mit-Kreaturen am meisten. Dennoch gehörte ich, laut Alfred Russel Wallaces neuesten Theorien, genau jener Spezies an – der einzigen unter den Menschenaffen mit aufrechtem Gang und ungewöhnlich großem Hirn. Und da mir keine anderen aufrecht gehenden, großköpfigen Affen bekannt waren, musste ich wohl ein Mensch sein. Aber ich hatte so meine Zweifel.

Mein Arbeitsplatz, die Abteilung für Infektionskrankheiten am Guy's Hospital in London, war ein Paradebeispiel vorgenannter menschlicher Vorurteile. Beim Durchschreiten des eleganten, schmiedeeisernen Tores zeigten sich die Besucher begeistert. Verzückung ergriff sie, wenn sie das Krankenhausgelände mit dem großzügigen Hof, den gepflegten Rasenflächen, den Blumen und Büschen erblickten. Die weiß gerahmten Fenster, die sich vom Boden bis zur Decke erstreckten, erweckten den Eindruck, als handele es sich um eine Oase für Kranke.

Doch selbst dem ungeschulten Auge konnte die deutliche Überbelegung nicht verborgen bleiben: In jedem der vierzig Betten meiner Station lagen zwei bis drei Patienten, miteinander verklebt durch Körperflüssigkeiten, die aus infizierten Wunden oder Körperöffnungen sickerten. Aufgrund des chronischen Platzmangels missachteten Ärzte und Krankenschwestern, was sie über Krankheits-

übertragungen auf engstem Raum gelernt hatten: dass der Tod sich ausbreitet wie ein Feuer im trockenen Nadelwald.

Dennoch hielt jeder die Gegebenheiten für akzeptabel, denn man kannte es ja nicht anders. Die geringste Veränderung hätte Anstrengung und Nachdenken erfordert. Deutlich zu viel Einsatz, wenn es nicht um einen selbst ging. Darum blieb alles beim Alten.

Wäre mein Temperament noch aufbrausender, als es ohnehin schon war, hätte ich das Krankenhauspersonal öffentlich für den Tod unzähliger Patienten verantwortlich gemacht. Patienten, denen es an hinreichender Pflege und Hygiene mangelte. Allerdings trugen auch diejenigen Schuld, die uns ihre kranken Angehörigen anvertraut hatten. Es war allgemein bekannt, dass die Sterberate bei Krankenhauspatienten doppelt so hoch war wie bei denen, die zu Hause blieben. Manchmal fragte ich mich, wie die Leute überhaupt auf die Idee kamen, Ärzte um Hilfe zu bitten.

Bisweilen erlaubten es die Umstände, Krankheiten zu heilen. Doch jener sonnige Samstag stellte in dieser Hinsicht nichts dergleichen in Aussicht.

Das Telegramm, das mir eine Krankenschwester aushändigte, ließ Komplikationen erwarten:

An Dr. Kronberg. Brauchen Ihre Unterstützung. Möglicher Fall von Cholera in den Hampton-Wasserwerken. Kommen Sie sofort. Inspektor Gibson, Scotland Yard.



Ich war Bakteriologe und Epidemiologe, der Beste, den man in England finden konnte – was in erster Linie dem Mangel an Spezialisten auf diesem neuen Forschungsgebiet zuzuschreiben war. In ganz London gab es nur drei – von denen zwei meine Studenten gewesen waren. Bei sämtlichen Choleratoten oder anderen Opfern angriffslustiger Keime in und um London wurde ich hinzugebeten.

Diese Fälle traten mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf, und somit hatte ich häufiger das Vergnügen, mit Kriminalinspektoren der Metropolitan Police zusammenzuarbeiten. Es war ein gut gemischter Haufen Männer, deren geistige Schärfe zwischen der eines Buttermessers und der einer überreifen Pflaume variierte.

Inspektor Gibson gehörte zur Pflaumenkategorie. Die Buttermesser, fünfzehn an der Zahl, waren zur Mordkommission abkommandiert worden – eine Umstrukturierungsmaßnahme innerhalb Scotland Yards wegen der zurückliegenden Morde in Whitechapel und der Jagd nach dem Täter, allseits bekannt als *Jack the Ripper*.

Ich schob das Telegramm in die Hosentasche und bat die Krankenschwester, eine Droschke zu rufen. Dann rannte ich in den Keller, wo sich mein Labor und das Loch in der Wand, das ich mein Büro nennen durfte, befanden. Ich warf ein paar Dinge in meine Arzttasche und eilte zum Ausgang.



Die holprige Fahrt zu den Hampton-Wasserwerken war ein Vergnügen. Sie bot Anblicke, die London längst nicht mehr bereithielt: sattgrüne Wiesen, frische

Luft und bisweilen ein Aufblitzen des Flusses, der hier immer noch die Fähigkeit besaß, Sonnenlicht zu reflektieren. Wenn die Themse erst die Stadt erreicht hatte, verwandelte sie sich in den dreckigsten Abschnitt fließenden Wassers in ganz England. Während sie durch London kroch, wurde sie von Kadavern und Exkrementen sämtlicher die Stadt bevölkernder Spezies gesättigt, trug diese hinaus auf das Meer und hinab in die Tiefe und Vergessenheit.

London brachte eine unendliche Menge an Dreck hervor, genug, um die Themse noch für Jahrhunderte zu verseuchen. Manchmal wurde ich dieser Stadt so überdrüssig, dass ich das unbändige Verlangen verspürte, meine Habseligkeiten zu packen und aufs Land zu ziehen. Vielleicht, um eine Praxis zu eröffnen oder Schafe zu züchten, oder beides, und um einfach glücklich zu sein. Doch ich war Wissenschaftler, und mein Gehirn brauchte Betätigung. Das Landleben würde bald langweilig werden, da war ich mir sicher.

Die Droschke kam vor einem schmiedeeisernen Tor zum Stehen. Darüber prangte ein geschwungenes Schild – Hampton-Wasserwerke –, das zwei mächtige Steinsäulen miteinander verband. Dahinter erstreckte sich eine eindrucksvolle Anlage aus Ziegelsteinbauten – drei Türme, dazwischen ein langes zweistöckiges Gebäude. Die Wasserwerke waren Resultat des Water Acts von 1852, nachdem der revolutionäre Ingenieur Thomas Telford der Regierung über zwanzig Jahre lang auf die Nerven gegangen war. Er hatte argumentiert, dass die Londoner ihre eigenen Exkremente tranken, wann immer sie Wasser aus der Themse entnahmen. Dies führte wiederholt zu Ausbrüchen von Cholera und anderen grausigen Krankheiten. Immer wieder erstaunte mich die Trägheit der offiziellen

Stellen, wenn es darum ging, Geld und etwas Nachdenken zu investieren.

Etwa eine halbe Meile entfernt umrahmten Trauerweiden und hohe Gräser ein Wasserreservoir. Mein etwas höher gelegener Standort bot einen Blick auf die dunkelblaue Wasserfläche, bedeckt von Hunderten weißer Kleckse. Dem Kreischen, Rufen und geschäftigen Treiben nach zu urteilen konnten es nur Wasservögel sein.

Ich entfernte mich von der Droschke und ging an drei Polizisten vorbei – zwei in blauer Uniform und einem in Zivil, Gibson. Die Bobbys lächelten, als ich höflich nickte, während Gibson nur verwirrt blinzelte. Der Mann, auf den ich zusteuerte, war, so hoffte ich, ein Angestellter des Wasserwerks.

Es war ein rundlicher, gesund wirkender Mann von ungefähr siebzig Jahren. Sein Gesicht war umrahmt von buschigen Koteletten und wurde gekrönt von Augenbrauen ähnlicher Beschaffenheit. Er erweckte den Eindruck eines Mannes, dem erst der Tod den Ruhestand befehlen konnte. Und er wirkte angespannt, als laste etwas schwer auf seinen Schultern.

»Ich bin Dr. Kronberg. Scotland Yard hat mich gerufen, wegen eines potenziellen Falles von Cholera im Wasserwerk. Ich nehme an, Sie sind der Chefingenieur?« Ich streckte ihm meine Hand entgegen.

»Ja, bin ich. William Hathorne. Angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, Dr. Kronberg. Ich war derjenige, der den Toten gefunden hat.«

Ich hörte Gibson schnaufen. Wahrscheinlich hatte ich seine Autorität untergraben. Mal wieder. Obwohl es eine gewisse Lernfähigkeit seinerseits erforderte, überraschte es mich, dass er sich immer noch nicht an meine Dreistigkeit gewöhnt hatte.

»Haben Sie den Verdacht geäußert, dass es sich um ein Choleraopfer handelt?«, wollte ich wissen.

»In der Tat.«

»Wie kamen Sie darauf?«

Er räusperte sich und senkte den Blick. »Ich habe in der Broad Street gewohnt.«

»Das tut mir leid«, sagte ich leise und fragte mich, ob der Verlust seiner Frau oder sogar eines Kindes den ausgezehrten bläulichen Anblick eines Choleratoten in sein Gedächtnis gebrannt hatte. Vor fünfunddreißig Jahren war die Pumpe auf der Broad Street kontaminiert worden. Das Wasser tötete mehr als sechshundert Menschen. Die Leute hatten ihre Jauchegruben zu dicht an der öffentlichen Pumpe gegraben. Sobald Pumpe und Gruben geschlossen waren, verebte die Choleraepidemie, die bislang letzte in London.

Ich fragte mich bang, wie viele Menschen wohl sterben müssten, wenn ein Choleraopfer in der Trinkwasser-Quelle trieb, die halb London versorgte?

»Haben Sie die Leiche bewegt, Mr Hathorne?«

»Nun, das musste ich doch. Ich konnte ihn nicht im Kanal treiben lassen, also habe ich ihn herausgezogen.«

»Und dazu haben Sie Ihre Hände benutzt?«

»Was sollte ich sonst benutzen? Meine Zähne?« Hathorne war zu Recht irritiert. Ich erklärte ihm, dass ich seine Hände desinfizieren müsste, und zog eine Flasche Kreosot sowie ein großes Taschentuch aus meiner Arzttasche. Etwas verduzt ließ er mich gewähren.

»Sie halten die Augen offen, das ist mir direkt aufgefallen. Können Sie mir sagen, wer den Mann außer Ihnen noch angefasst hat?«

Mit gereckten Schultern und gesträubtem Bart antwortete er: »Sämtliche Polizisten und dieser andere

Mann dort drüben.« Sein pelziges Kinn deutete hinüber zum Kanal.

Überrascht drehte ich mich um und machte den Mann aus, den Hathorne meinte. Er war ungewöhnlich groß und schlank, und für einen Moment schien es, der Wind wiege ihn sanft hin und her wie das Schilf, das ihn umgab. Er setzte seinen Weg den Fluss hinauf fort und verschwand kurz darauf im Dickicht.

Gibson näherte sich, Hände in den Hosentaschen, das Gesicht wie zur Faust geballt. »Dr. Kronberg, na endlich!«, blaffte er.

»Ich kann schließlich nicht fliegen«, gab ich zurück und wandte mich wieder dem Ingenieur zu. »Mr Hathorne, haben Sie die Pumpen abgestellt?«

»Natürlich, aber wer weiß, wie lange der tote Kerl schon im Wasser trieb.«

»Ist es möglich, die Fließrichtung des Wassers umzukehren und es aus dem Kanal zurück in die Themse zu spülen?«

Er überlegte, zupfte an seinem Backenbart und nickte dann.

»Könnten Sie den gesamten Inhalt des Kanals dreimal austauschen?«

»Sicherlich; es sollte auch gar nicht so lange dauern.«

»Sehr gut, Mr Hathorne. Danke für Ihre Hilfe. Inspektor Gibson, ich will jetzt den Leichnam untersuchen. Wenn ich bitten dürfte?«

Gibson winkte mir, ihm zu folgen, und führte mich einen Pfad hinauf.

»Ich werfe einen kurzen Blick auf den Mann«, sagte ich. »Wenn es sich tatsächlich um ein Choleraopfer handelt, müssen Sie mir alle Männer bringen, die den Toten berührt haben.«

Nach einem Augenblick des Nachdenkens fügte ich hinzu: »Vergessen Sie, was ich gesagt habe. Ich will die Hände von jedem einzelnen Mann desinfizieren, der heute das Wasserwerk betreten hat.«

Mir war klar, dass Gibson in meiner Anwesenheit nicht besonders gesprächig war. Er mochte weder mich noch meine barschen Antworten. Aber auch ich hatte Probleme mit ihm. Nachdem ich einige Male mit ihm zu tun gehabt hatte, war bald offensichtlich geworden, dass er ein Lügner war. Er gab vor, hart zu arbeiten, clever und verlässlich zu sein, obwohl seine Mitarbeiter die meiste Arbeit erledigten. Nichtsdestotrotz war er immer noch Inspektor bei Scotland Yard; und mit Sicherheit der Sohn von jemandem mit viel Einfluss. Sonst war es schwer vorstellbar, dass ein solcher Mann diese Anstellung bekommen hätte.

Wir folgten dem schmalen Pfad entlang des Kanals, der den Fluss mit dem Reservoir verband. Ich rätselte über den Zweck – warum speicherte man Wasser, wenn jeden Tag riesige Massen vorbeiflossen? Aber ich war kein Ingenieur und ließ den Gedanken wieder fallen.

Das Gras war hoch. Wenn ich vom Pfad abwich – und die Versuchung war groß – würde es mich am Kinn kitzeln. Große Libellen brummt an mir vorbei, eine kollidierte fast mit meiner Stirn. Sie schienen Menschen hier nicht gewohnt zu sein. Das chaotische Konzert der Wasservögel klang vom Reservoir herüber. Das nervöse Kreischen der Wasserläufer mischte sich mit dem Trompeten der Schwäne und den melodischen Rufen eines Kranichpaares und weckte Erinnerungen an mein früheres Leben, das viele Jahre zurücklag.

Die angenehmen Gedanken wurden augenblicklich weggewischt, als mir die Duftwolke ekelhaft süßer Ver-

wesung in die Nase stieg. Auch die Fliegen hatten es bemerkt, und wir alle näherten uns einem Kleiderhaufen, aus dem das bläuliche Gesicht eines Mannes hervorlugte. Schon der erste Blick sagte mir, dass die Leiche eine längere Zeit im Wasser getrieben hatte. Fische hatten das hervorstehende weiche Fleisch abgeknabbert – Fingerspitzen, Lippen, Nase und Augenlider.

Der Wind drehte und trieb mir den Gestank direkt ins Gesicht. Er kroch mir in die Nase und heftete sich an meinem Körper, der Kleidung und den Haaren fest.

»Es sind drei Polizisten anwesend. Warum?«, fragte ich Gibson. »Und wer ist der große Mann, der eben Richtung Themse verschwunden ist? Gehen Sie von einem Verbrechen aus?«

Der Inspektor ließ sein Kinn fallen, um etwas zu antworten, als ihm jemand hinter mir höflich, aber in gelangweiltem Tonfall das Wort abschnitt: »Ein toter Mann hätte nicht über den Zaun klettern können. Inspektor Gibson hat messerscharf geschlossen, dass jemand die Leiche in den Kanal geworfen haben muss.«

Überrascht drehte ich mich um und musste den Kopf in den Nacken legen. Der Mann, der gesprochen hatte, war um einiges größer als ich. Sein Gesichtsausdruck wirkte scharfsinnig und entschieden. Der höhnischen Bemerkung über Gibson nach zu urteilen, schien er sich selbst für überlegen zu halten und selbstbewusst bis an die Grenze der Arroganz zu sein. Kleidung und Auftreten deuteten auf einen Menschen hin, der eine verwöhnte Kindheit der englischen Oberklasse genossen hatte.

Hellgraue Augen durchbohrten mich für einen kurzen Moment, dann verblasste seine Neugier. Anscheinend hatte sich nichts Interessantes offenbart. Ich war erleichtert. Einen Augenblick lang hatte ich befürchtet, er würde

mich durchschauen. Doch wie üblich war ich von Blindheit umgeben.

Der scharfe Kontrast zwischen den beiden Männern war fast lachhaft. Gibsons Gesicht mangelte es an Muskeln, und seine Unterlippe schien eher den Zweck einer Regenrinne zu haben. Fast ununterbrochen bewegte er malmend den Kiefer, fummelte und kaute an den Nägeln herum, und auf seinem roten Schädel glänzte der Schweiß.

»Mr Holmes, dies ist Dr. Anton Kronberg, Bakteriologe im Guy's«, sagte Gibson. Ich streckte meine Hand aus, die ergriffen, fest geschüttelt und dann sofort wieder fallen gelassen wurde, als wäre sie verseucht. »Dr. Kronberg, das hier ist Mr Sherlock Holmes«, fuhr der Inspektor fort, als ob ich wissen müsste, wer Sherlock Holmes sei.

»Ist das Opfer nun in den Kanal geworfen worden, Mr Holmes?«, wollte Gibson wissen.

»Unwahrscheinlich«, antwortete dieser.

»Woran erkennen Sie das?«, fragte ich.

»Es gibt an keinem der beiden Themse-Ufer dafür irgendwelche Anzeichen ...«

Holmes verstummte, und ich machte mir im Kopf eine Notiz, die Strömung der Themse zu untersuchen, um sicherzustellen, dass die Leiche tatsächlich ohne Hilfe in den Kanal getrieben sein konnte.

Holmes hatte begonnen, mich mit kritischem Blick zu mustern. Seine Augen glitten über meine feingliedrigen Hände zu den schmalen Füßen, dann über meine schlanke Figur und das nicht sehr maskuline Gesicht. Zuletzt blieben sie einige Sekunden auf meiner flachen Brust hängen. Noch ein kurzer Blick auf den hohen Kragen, der den nicht vorhandenen Adamsapfel versteckte. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Ein kurzes Lächeln

huschte über sein Gesicht, während er fast unmerklich nickte.

Mit einem Mal fühlte sich meine Kleidung zu eng an, meine Hände zu feucht, mein Nacken schmerzhaft angespannt und der Rest meines Körpers zu heiß. Überall juckte es mich, und ich musste meine Lungen überreden weiterzuatmen. Dieser Mann hatte mein bestgehütetes Geheimnis binnen Minuten aufgedeckt, während andere sich seit Jahren an der Nase herumführen ließen. Umringt von einem Haufen Polizisten schien mein Schicksal besiegelt. Ich würde meinen Beruf und den Dokortitel verlieren, um einige Jahre im Gefängnis zu verbringen. Wenn ich dann endlich freikäme, was würde ich tun? Zierdeckchen stecken?

Ich schob mich hastig zwischen den beiden Männern hindurch, Richtung Themse. Hauptsache weg, bevor ich eine Dummheit beging. Um Holmes würde ich mich kümmern, wenn wir allein waren. Die Vorstellung, ihn in die Themse zu werfen, war verlockend, aber ich schob diesen idiotischen Gedanken beiseite. Es stand Wichtiges auf der Tagesordnung.

Als Erstes musste ich wissen, wie die Leiche überhaupt in den Kanal gelangt sein konnte. Das Gras war intakt; keine Halme waren geknickt, bis auf die, auf die Holmes getreten war. Ich sah mich auf dem Boden um. Holmes beobachtete jede meiner Bewegungen.

Die einzigen erkennbaren Fußspuren stammten von Holmes. Ich hob ein paar morsche Äste auf, brach sie in etwa armlange Stücke und warf sie in die Themse. Die meisten von ihnen gelangten in den Kanal und drifteten in meine Richtung. Direkt vor der Mündung erzeugte eine Sandbank einige Strudel, wodurch die Stöcke zu mir getrieben wurden, anstatt von der viel größeren Kraft der

Themse flussabwärts gespült zu werden. Einiges sprach dafür, dass allein die Bewegung des Wassers die Leiche in den Kanal transportiert hatte.

»Sieht aus, als hätten Sie Recht, Mr Holmes«, bemerkte ich, während ich an ihm vorbeilief. Er wirkte überhaupt nicht mehr gelangweilt. Als ich hinüber zu dem Toten ging, fühlte sich mein Magen an, als hätte ich einen Ziegelstein verschluckt.

Ich entnahm meiner Arzttasche ein Paar Gummihandschuhe und streifte sie über. Holmes ging neben mir in die Hocke, für meine Begriffe viel zu dicht an der Leiche.

»Bitte nicht berühren«, warnte ich ihn.

Entweder hörte er mich nicht, oder er ignorierte schlicht meine Bemerkung; sein Blick wanderte bereits über den toten Mann.

Das freiliegende Gesicht und die Hände des Mannes sagten mir, dass er ungefähr sechsendreißig Stunden im Wasser gelegen haben musste.

Da Angriff immer noch die beste Verteidigung ist, wandte ich mich Holmes zu. »Wissen Sie vielleicht, mit welcher Geschwindigkeit der Fluss hier fließt?«

Er sah noch nicht einmal auf, sondern murmelte nur: »Höchstens dreißig Meilen von hier.«

»Wobei er wie lange der Strömung ausgesetzt war?«

»Vierundzwanzig bis sechsendreißig Stunden.«

»Interessant.« Sein offensichtlicher medizinischer Hintergrund und die korrekt geschätzte Zeit erstaunten mich. Er hatte außerdem die maximale Distanz ausgerechnet, die der Leichnam mit der Strömung zurückgelegt haben konnte.

Ich warf einen verstohlenen Seitenblick auf den Mann und hatte das Gefühl, er vibriere vor intellektueller, nach Betätigung verlangender Energie.

»Was für eine Art von Privatdetektiv sind Sie eigentlich? Einer, den die Polizei hinzuzieht? Davon habe ich noch nie gehört«, fragte ich.

»Ich bevorzuge den Ausdruck ›beratender Detektiv.«

»Ah ...«, antwortete ich geistesabwesend, während ich meine Aufmerksamkeit wieder der Leiche zuwandte. Der Mann war sehr ausgemergelt, seine Haut hatte den typischen Blaustich und wirkte dünn wie Papier, mit großer Sicherheit Cholera im Endstadium. Ich wollte gerade seine Kleidung nach Anzeichen von Gewalt untersuchen, als Holmes »Stopp!« blaffte.

Er schob mich beiseite, bevor ich protestieren konnte, zog eine Lupe aus der Westentasche hervor und kauerte sich über den Toten. Der Umstand, dass seine Nase dabei fast die Jacke des Mannes berührte, war recht beunruhigend.

»Was ist?«

»Er wurde von jemandem angezogen«, bemerkte er.

»Lassen Sie sehen!«

Etwas irritiert reichte er mir die Lupe. Ich zog meine Gummihandschuhe aus, bevor ich sie nahm. Der dicke Kautschuk behinderte mich beim Arbeiten, und ich fühlte mich damit wie ein Fleischer. Meine Hände konnte ich später desinfizieren.

Holmes redete schnell: »Der Mann war offensichtlich Rechtshänder – die rechte Handfläche hat mehr Schwielen. Trotzdem werden Sie schmierige Daumenabdrücke entdecken, die von der linken Seite auf die Jackenknöpfe gedrückt haben.«

Ich entdeckte die Fingerabdrücke, schob meine Nase so dicht wie möglich an die Knöpfe heran und schnüffelte – Leichengeruch, Themsewasser und möglicherweise ein ganz leichter Duft nach Petroleum.

»Ich rieche Petroleum; vielleicht von einer Öllampe«, sagte ich leise.

Bei der Untersuchung seiner Hände fand ich oberflächliche Kratzer, Schwellungen und Abschürfungen auf den Knöcheln seiner rechten Hand. Vielleicht von einem Faustkampf, nur ein paar Tage vor seinem Tod – eigenartig angesichts seiner augenscheinlichen Schwäche. Seine Hände schienen einmal rau und stark gewesen zu sein, aber er musste schon eine ganze Weile nicht mehr hart gearbeitet haben, da die Hornhaut der Schwielen sich bereits ablöste. Seine Fingernägel waren an vielen Stellen verfärbt, ein Zeichen dafür, dass er vor der Cholerainfektion wochenlang unterernährt und krank gewesen sein musste. Während dieser letzten Monate lebte er anscheinend in großer Armut, und ich fragte mich, woher er wohl kam. Die Kleidung wirkte abgetragen und war ihm inzwischen zu groß, Schmutz aus dem Fluss hatte sich darin gesammelt. Ich untersuchte die Ärmel, drehte seine Hand herum und fand hellrote Abschürfungen an den Handgelenken.

»Fesselabdrücke«, sagte Holmes. »Der Mann war ein Feldarbeiter, hat aber vor drei oder vier Monaten seine Anstellung verloren.«

»Könnte hinkommen«, sagte ich. Der Detektiv hatte offenbar seine Schlussfolgerungen aus Kleidung, Stiefeln und Händen des Toten gezogen.

»Der Mann könnte auch einen anderen körperlich anstrengenden Beruf gehabt haben, Mr Holmes. Arbeiter im Kohlebergwerk zum Beispiel. Die Kleidung gehört nicht notwendigerweise ihm selbst.«

Holmes richtete sich auf und zog eine Augenbraue hoch. »Ich denke, wir können davon ausgehen, dass er diese Stiefel seit mindestens zehn Jahren besaß«, sagte er,

während er der Leiche einen Stiefel auszog und ihn neben den Fuß hielt. Die Sohle bestand nur noch aus einer dünnen Schicht Gummi, ein großes Loch klaffte an der Stelle, an der sich die Ferse befunden hatte. Man erkannte den Fuß- und Zehenabdruck des Mannes.

»Haben Sie ihn schon vor meiner Ankunft untersucht?«

»Nur oberflächlich. Ich empfand es als dringender, zuerst herauszufinden, wie er in den Kanal geraten konnte.«

Ich nickte, kein bisschen erleichtert. »Mr Holmes, Sie haben mindestens zweimal mit den Händen Ihr Gesicht berührt und haben sich sogar dicht an Ihren Lippen am Kinn gekratzt. Das ist angesichts der Tatsache, dass Sie gerade einen Choleratoten angefasst haben, ziemlich leichtsinnig.«

Nun hob sich auch die andere Augenbraue. Ich reichte ihm ein mit Kreosot getränktes Taschentuch, womit er sich gründlich reinigte. Dann beugte er sich, ohne ihn zu berühren, dicht über den Toten und zeigte auf dessen Jacke. »Was ist das?« Holmes schien ehrlich interessiert, jedenfalls schwang in seiner Stimme kein ärgerlicher Unterton mit. Er schien sich durch meine Worte nicht angegriffen gefühlt zu haben. Ich war überrascht und fragte mich, ob es ihm nichts ausmachte, von einer Frau korrigiert zu werden, oder ob er so auf die Untersuchung konzentriert war, dass er keine Zeit hatte, nachtragend zu sein.

Ich zupfte an dem Fleck, auf den er gezeigt hatte. Es war eine kleine grüne Feder, die in einen Riss direkt unter dem obersten Jacken-Knopfloch gesteckt worden war. Ich glättete sie und rieb den Schlamm ab.

»Ein Pirolweibchen. Wie ungewöhnlich! Ich habe ihren Ruf schon seit Langem nicht mehr gehört.«

»Ein seltener Vogel?«, fragte Holmes.

»Ja, aber ich kann nicht sagen, woher diese Feder kom-